



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Edelegoisten

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

gleich den übrigen Einwohnern teil, haben davon dieselben Vorteile, denselben Nutzen; aber an Staatssteuern zahlen sie nichts, dadurch wird aber indirekt wieder die Erhöhung der Staatssteuern bewirkt; denn der Staat muß seine Einrichtungen nach der Gesamtzahl seiner Einwohner treffen, kann die nicht zahlenden Einwohner nicht ausschließen. Die zahlenden Einwohner müssen also den Ausfall an Staatssteuern decken, d. i. mehr zahlen, als sonst notwendig wäre. Die ausgleichende Gerechtigkeit kommt auch hier zu kurz. Die preußische Steuerklasse wird auf Kosten der Steuerzahler in den andern deutschen Staaten bereichert!

Göttingen

H. Brüning



Edelegoisten



anke erklärt die Kraft und die Gesundheit des europäischen Lebens einmal daraus, daß in Europa niemals eine einzelne Idee die ungestörte Alleinherrschaft behauptet. Sobald eine mächtig wird, tritt ihr eine andre feindlich gegenüber, und das Ringen der Vertreter der beiden Gegnerinnen um den Sieg schützt vor dem Einschlafen und vor Verkümmern. In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts hat unter andern die sozialistische Strömung einen Persönlichkeitskultus geweckt, dessen auffälligste Blüten bei den Nietzscheanern und Ibseniten bewiesen, daß die berechtigte Opposition schon ebenso wie die Gegenströmung ins Krankhafte ausgeartet war. Selbstverständlich mußte zugleich statt des Altruismus, wie die Sozialwissenschaft die christliche Nächstenliebe umzutaufen beliebte, der Egoismus das Feldgeschrei werden, das jedoch seines unmusikalischen Klanges wegen mehr in den Herzen als auf der Straße und in Volksversammlungen angestimmt wurde. Ein neuer Versuch, den alten Epikur in zeitgemäßer Form wieder zu beleben, zeichnet sich durch Gründlichkeit, Verständigkeit und Originalität aus: Die Tugend des Genusses von Allostis (Sena, Hermann Costenoble, 1904).

Die philosophische Grundlage schafft sich der Verfasser durch eine Beurteilung der Philosophie in Bausch und Bogen. Daß aus unorganischen Stoffen Organismen werden, daß Organismen anfangen zu empfinden und zu denken, ist nicht wunderbarer, als daß Wasserstoff und Sauerstoff zusammen Wasser bilden. Das allumfassende große Wunder besteht darin, daß es überhaupt Daseinsformen gibt, die Eigenschaften und Kräfte haben, die ihren Bestandteilen nicht innewohnen. Dieses Wunder kann kein Mensch erklären, und darum ist es eine Torheit, sich darüber den Kopf zu zerbrechen. Wir sollen demnach nicht fragen: Wie sind diese Erscheinungen geworden, sondern nur: Wie sind sie beschaffen? Auf die Erklärung des Unerkennbaren verzichten und sich auf die Erforschung dessen beschränken, was wir zu erkennen vermögen, das ist die wahre Weisheit. Was jenseits der Erfahrungsmöglichkeit liegt, mag man ruhig Gott nennen, nur soll man nicht vergessen, daß dieser Gott

Grenzboten III 1905

59

eben unerkennbar ist. Sich ihn als einen ins Unendliche vergrößerten Menschen vorstellen, als den bewußten allmächtigen Schöpfer und Ordner des Weltalls, ist Gotteslästerung, denn damit macht man ihn für die Leiden der Geschöpfe verantwortlich und charakterisiert ihn als ein grausames Wesen. Wenn wir nun die Beschaffenheit der Welt erforschen, so finden wir als ihre auffälligste Eigentümlichkeit, daß sie unendlich viele Daseinsformen enthält, die untereinander verschieden sind, und von denen jede ihr eignes Glück hat. Dieses Glück zu erstreben, muß der Daseinszweck jedes Wesens sein, ein anderer ist nicht denkbar, und ein Handeln ohne Zweck ist ebensowenig denkbar. Die Zwecke des unbekanntem großen Wesens, das jenseits unsrer Erfahrung waltet, und dessen Leib das Weltall ist, die kennen wir nicht, können wir also auch nicht mit Bewußtsein fördern. Handeln wir gegen dessen Absichten, so können wir damit niemals dieses Wesen, sondern immer nur uns selbst schädigen, denn seine Macht übersteigt ja unendlich die unsre. Es wird sich bei allen Veränderungen, die es in seinen Teilen erleidet, schon selbst helfen, und könnte es das nicht, so könnte ich, ein so winziger Teil von ihm, es erst recht nicht. Daraus folgt: der Mensch hat keinen andern erkennbaren und denkbaren Daseinszweck, als sich selbst zu entfalten, sich so gesund und tüchtig wie möglich und dadurch glücklich zu machen. Das einzige sittliche Gebot lautet also: Sorge für dein Glück! Dadurch wirfst du auch am besten für das Glück der andern, für das Ganze sorgen, denn der ganze Leib ist nur gesund, wenn alle seine Teile gesund sind. Ist der einzelne Mensch seelisch gesund, dann ist das Glück seiner Angehörigen und Freunde ein wesentlicher Bestandteil seines eignen Glücks; die Sorge für dieses schließt die Sorge für jenes, ja unter Umständen das Opfer des eignen Lebens ein, wie es ja das höchste Glück der Mutter ausmacht, sich für ihr Kind zu opfern. Soweit die übrigen Wesen nicht Werkzeuge für meine einzelnen Zwecke sind, in die sich mein höchster Zweck zerlegt, gehn sie mich nichts an; also geht mich das ganze Universum nur soweit an, als es meinem Glück, meinem Genuß dient. Allostis wirft sich selbst ein, daß es keine sehr erhabne Weltansicht sei, den kleinen, schwachen, vergänglichen Menschen und sein Glück als einzigen Weltzweck zu betrachten, besonders da bei fortschreitendem Erkalten des Weltalls die Zahl der Menschen immer kleiner, ihr Leben immer ärmer werden, und nach der Vernichtung alles organischen Lebens das Leben der gesamten Menschheit als ein zweckloses eitles Spiel erscheinen wird. Doch tröstet er sich mit der Wahrscheinlichkeit, daß im Allgeiste, der das Universum beseelt, die geistigen Errungenschaften der bedeutenden Menschen fortleben, also nicht verloren sein werden.

Da seine Moral im schärfsten Gegensatz steht zu der des gefeiertsten aller Moralphilosophen, so unterzieht er Kants Lehre vom kategorischen Imperativ einer Kritik, die man durchaus gelungen nennen muß. Schwierig ist eine solche Kritik ja eigentlich nicht. Zunächst hat wohl noch niemand den kantischen Menschen verstanden, der aus zwei Menschen bestehn soll, dem der Naturkausalität unterworfenen empirischen und dem mit dem freien Willen begabten intelligibeln Menschen. Die Aufgabe, die menschliche Willensfreiheit mit der Naturkausalität in Einklang zu bringen, gehört nun einmal zu den Aufgaben,

die bisher noch nicht gelöst worden sind und wohl auch niemals werden gelöst werden. Man muß sich bescheiden, aus jeder der beiden erfahrungsmäßig feststehenden Tatsachen die praktischen Folgerungen zu ziehen, was ohne theoretische Lösung des Rätsels ganz gut möglich ist. Daß Kants kategorischer Imperativ eine Form ohne Inhalt ist, wird ihm allgemein vorgeworfen, und der Verfasser unſers Büchleins zeigt nur noch ausführlich, daß die Form ihren Inhalt nirgend anders woher empfangen könne als vom Zweck, und daß der Zweck wirklich das Mittel heiligt. Ganz allein vom Zwecke hängt es ab, ob das Bearbeiten eines Menschenleibes mit einem Messer eine grausame Mißhandlung oder eine wohlthätige Operation genannt, ob ein Totschlag als Mord verurteilt oder als Heldentat gepriesen wird. Und die berühmte Forderung Kants: „Handle so, daß die *Maxime* deines Willens jederzeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könnte,“ ist unerfüllbar. Da Kant der verkörperte kategorische Imperativ sein wollte, so müßten also, meint der Verfasser, alle Männer Professoren der Philosophie werden und unbeweibt bleiben, während gerade die kant=sichtige Moral die Verhehlung zur allgemeinen Pflicht stempelt, Kant selbst also als unsittlich erscheint. Sehr gut beleuchtet Allostis die bekannten Beispiele, an denen Kant die Richtigkeit seiner Regel nachzuweisen versucht, wie: wenn es einmal erlaubt wäre, ein Depositum abzuleugnen, so würde kein Mensch mehr einem andern etwas anvertrauen. „Wenn es ein Gesetz gäbe: Jedermann darf ein Depositum ableugnen, dessen Niederlegung ihm niemand beweisen kann, so würde das keineswegs zur Folge haben, daß es nun kein Depositum mehr gäbe. Höchstens könnte man annehmen, daß dann niemand mehr ein Depositum hingeben würde, ohne sich ein Beweismittel zu sichern. Aber auch das wäre nicht zutreffend. Denn daraus, daß jemand etwas darf, folgt noch nicht, daß er es auch wirklich tut. Erließe der Staat das Gesetz: Jede Mutter darf ihre Kinder töten, so würden keineswegs alle Mütter ihre Kinder umbringen. So würde auch der Freund sein Eigentum dem Freunde anvertrauen, trotzdem daß es diesem erlaubt wäre, das Depositum abzuleugnen. Ist er wirklich mein Freund, so gibt er mir das Anvertraute zurück. Leugnet er den Empfang, so tut er es nicht, weil er es tun darf, sondern weil er nicht mein Freund ist.“ Der Verfasser hat einmal mit einem Fabrikanten über Kants Moral disputiert und einen armen Arbeiter verteidigt, der seinem Brotherrn eine Kleinigkeit gestohlen hatte, um für seine kranke Mutter Arznei zu kaufen. Der Fabrikant meinte: Der arme Mann ist ja zu bedauern, aber was sollte daraus werden, wenn jeder meiner Arbeiter aus meiner Kasse nehmen dürfte, was er gerade braucht. „Da haben wir Kants Moralgesetz! Aber wir sehen auch deutlich seinen Ursprung. Was der Philosoph für die heiligste Offenbarung der ewigen Vernunft ansieht, das ist nichts anderes als ein Ausfluß kleinlichster, blindester Sehnsucht. Möchte es auch ganz allgemein für erlaubt gelten, in der Lage jenes Arbeiters eine Kleinigkeit zu stehlen, so folgt daraus noch nicht, daß ich bestohlen werden müsse, auch wenn ich tausend Arbeiter habe. Nicht jeder Arbeiter hat eine kranke Mutter, und wenn schon, so würde nicht allen das Geld für Arznei fehlen, und wenn schon, so würde nicht für alle ein Diebstahl das einzige Mittel sein, sich Geld zu verschaffen.

Und gibt es für einen meiner Arbeiter wirklich keinen andern Ausweg aus der Not, so fragt es sich noch sehr, wer von beiden der Schuldige ist: ich oder er.“ Ein allgemeines Moralgesetz gibt es nicht; jeder Fall muß einzeln für sich nach seinen Umständen geprüft werden. Von diesen hängt die Güte oder Schlechtigkeit der Handlung ab. Seinen Inhalt empfängt das „Soll“ von der Liebe, die den Liebenden zwingt, das Wohl des Nächsten als sein eigenes Wohl zu fördern. Wo die Liebe fehlt, kann die Pflicht, die sozusagen kalte Liebe ist, ergänzend eintreten. Was aber Pflicht sei, erfährt man dadurch, daß man sich fragt: Wie würde ich handeln, wenn ich diesen Menschen liebte?

Die Betrachtungen des Verfassers über die heilsamen Wirkungen einer vernünftigen und edeln Selbstliebe und über das Unheil, das man mit uniformierender Menschenbeglückung anrichtet, sind den Beglückern und Weltverbesserern von Profession zu empfehlen, den Leuten, die niemand nach seiner Façon wollen selig werden lassen. Es gehören dazu nicht nur die Befehungswütigen, die Proselytenmacher, die Seelenfänger, von denen schon Jesus gesagt hat, daß sie den Eingefangnen erst recht zu einem Sohn der Hölle machen (auf die schwierige Frage der Berechtigung der Heidenmission, die nicht mit einem einfachen Ja oder Nein zu beantworten ist, gehn wir nicht ein), sondern auch die Agitatoren der politischen Parteien, die Anhänger der wissenschaftlichen, der ästhetischen und der volkswirtschaftlichen Sekten, die propagandistischen Mitglieder gemeinnütziger Vereine, die Humanitätsapostel der verschiedenen Richtungen, die Philanthropen und die einmischungssüchtigen Wohltäter, die Wohltaten aufdrängen und in den Lebensgang widerstrebender Schützlinge gewalttätig eingreifen. Wie weit Allostis Kant gegenüber Recht hat, ist angedeutet worden. Aber Kant hat auch nicht in allem Unrecht. Er hat Recht mit dem Preise des kategorischen Imperativs, des leeren „du sollst“; denn wenn wir durch das Gewissen auch noch nicht erfahren, was wir sollen, so liegt doch tatsächlich in ihm unsre Menschenwürde; sie liegt darin, daß wir ein Sollen empfinden, daß wir es als unsre Aufgabe anerkennen, durch selbständiges Handeln unsre Persönlichkeit zu vollenden. Und wenn Kants Maxime falsch ist, so ist die von Allostis darum noch nicht unbedingt richtig. Kant meinte, Glückseligkeit könne nicht die allgemeine Regel fürs Handeln abgeben, weil jeder unter Glück etwas andres versteht. Ganz dasselbe hat aber auch Herbert Spencer gegen Bentham's Formel: das größte Glück der größten Zahl, eingewandt. Zwar erkennt er im Unterschiede von Kant an, daß Glück das Ziel alles menschlichen Strebens sein müsse, aber er meint ganz richtig, ein Maximum von Glück werde dann am sichersten erreicht, wenn die Menschen nicht unmittelbar das Glück erstreben, sondern die Moralgesetze befolgen, deren Nützlichkeit die Erfahrung beweise. Die Menschen sind doch nun einmal nicht alle, ja nicht einmal zum größern Teil so geartet, daß das Glück des Nebenmenschen den wesentlichsten, den als wesentlichsten empfundenen Teil ihres Glücks ausmache. Wenn nun ein Mensch, der nichts als Sinnengenuß oder Befriedigung seiner Eitelkeit oder Habgier erstrebt, mit der Befriedigung seiner Lüste bloß sich selbst schädigte, dann könnte man die Regel des Allostis gelten lassen. Aber er schädigt andre, darum muß eine Regel aufgestellt werden, die diese Schädigung verhütet. Wenn

Mostis meint, man müsse eben die Jugend zur vernünftigen und edeln Selbstliebe erziehen, so ist das zwar richtig; aber es wird ein bißchen lange dauern, ehe die ganze Menschheit so erzogen sein wird, und es würde sehr unzweckmäßig sein, der Jugend ausdrücklich zu sagen, daß man sie dazu erziehe. Sich selbst über alles zu lieben, das liegt ihr schon nahe genug, und gerade seine Selbstliebe für höchst edel zu halten, ist jeder von Haus aus geneigt. Die Gefahr ist um so größer, weil sogar auch die Nächstenliebe durch ihre Verwechslung und Verschmelzung mit verschiedenen Formen der geschlechtlichen Liebe sehr leicht in größte, das Wohl des Nächsten vernichtende Selbstsucht ausartet oder umschlägt. Darum darf der Liebestrieb nicht einfach der Natur überlassen, sondern muß durch Belehrung und Zucht geläutert und gelenkt werden. Zudem genügt das Wohlwollen allein gar nicht, den Pflichtenkreis vollständig auszufüllen und genau zu bestimmen, sondern es müssen auch die übrigen sittlichen Ideen: Gerechtigkeit, Billigkeit, Freiheit, Vollkommenheit zur Mitwirkung herangezogen werden. Und der Trieb, diese Ideen zu verwirklichen, das Pflichtgefühl, muß der Jugend anezogen werden. Schärfung des Pflichtgefühls ist das zweite Verdienst, das sich die kant-sichtische Moralphilosophie erworben hat. Es ist wahr, daß manchmal das Allverrückteste für Pflicht gehalten wird, und daß die Weltgeschichte keine schlimmern Wüteriche kennt als die Wüteriche aus Pflichtgefühl. Und was für wunderliche Wirkungen kann nicht Gewissenhaftigkeit hervorbringen! Ein Australneger wurde krank aus Gewissensangst, weil man ihm nicht erlaubte, den Mörder seiner Frau zu erschlagen, und gesundete wieder, nachdem es ihm gelungen war, zu entkommen und die heilige Pflicht der Blutrache zu erfüllen. Was aber im Namen der christlichen Religion aus lauter fanatischer Gewissenhaftigkeit schon für Scheußlichkeiten verübt worden sind, das predigen ja die liberalen Zeitungen alle Tage. Das Gewissen bedarf also der Erleuchtung und Leitung durch die Vernunft. Kant und Fichte hatten nun das Glück, daß sie ihre Pflichtenmoral in einem Lande und in einer Zeit verkündigten, wo eine verständige und wohlgesinnte Regierung dem Volke im ganzen vernünftige Pflichten auflegte, und darum hat die preussische Pflichttreue kein Unheil angerichtet, sondern Segen gestiftet.

Erstrebe dein eignes Glück, damit wirst du am besten das Glück der andern fördern, und: wirke pflichtgetreu für das Wohl der andern, die dir Gott zugewiesen hat, damit wirst du dich selbst glücklich machen — die Regeln sind beide an sich richtig. Aber die erste ist gefährlich; wer sie predigt, der führt damit, ohne es zu wollen, die meisten derer, die ihm glauben, in die Irre. Die zweite richtet auch zuweilen, aber viel seltner Unheil an; im allgemeinen ist sie sicherer.

„Meine Ansicht über den Altruismus ist diese: Wenn von zwei Menschen jeder sich zum Endzweck seines Daseins setzte, die Seele des andern zu erhöhen — und dies nenne ich Altruismus —, so können möglicherweise beide irren, weil der eine auf keine Weise erfahren kann, was in der Seele des andern vorgeht, ob also die Erhöhung des Glückseligkeitsgefühls des andern, die er anstrebt, auch wirklich erreicht wird. Eine Vertauschung der Seelen ist unmöglich, und das Streben nach einer solchen ist wider jede Vernunft.

[Wogegen die Mystiker und die Anhänger Schopenhauers einwenden werden, daß die von allen Seelen unbewußt erstrebte Glückseligkeit gerade in der Aufhebung der Individualitätsfrenken, in der Verschmelzung der Seelen, in der Rückkehr in die Allseele bestehe, und daß die Sehnsucht nach solcher Verschmelzung die metaphysische Ursache der geschlechtlichen Liebe sei.] Wenn aber dieselben zwei Menschen als letzten Endzweck die Erhöhung ihrer eignen Seele betrachten — und dies verstehe ich unter Egoismus —, so müssen sie notwendig den ersten Weg gehn, d. h. soweit jeden sein freies vernünftiges Denken lehrt, die falschen Wegweiser von den richtigen unterscheiden. Deshalb ist der Egoismus (der die tätige Nächstenliebe einschließt) meiner Vernunft gemäß, der Altruismus aber ihr entgegen.“ Das sind Worte eines ungenannten Frankfurter Mathematikers, aus dessen hinterlassenen Papieren Theodor Poppe Bruchstücke herausgegeben hat unter dem Titel: Auch eine Philosophie oder Religion? (Frankfurt a. M., Gebrüder Knauer, ohne Jahreszahl). Gleich Mostis hat der verstorbne einsame Grübler die christliche Dogmatik und die Kirche verabscheut. Diese hat er freilich nur, ohne sie näher zu kennen, nach gewissen abstoßenden Erscheinungen beurteilt, die ungerechterweise für ihr Wesen gehalten zu werden pflegen. Doch steht er dem Theismus einige Schritte näher als Mostis. Es gibt nach ihm keine voraussetzungslose Philosophie, und seine Voraussetzung ist, daß in dieser Welt, von der wir nur ein winziges Bruchstück kennen, alles zweckmäßig geordnet ist, und alles Geschehen einen vernünftigen Zweck hat. Diese Voraussetzung hat er aus seiner persönlichen Lebenserfahrung gewonnen. Darin offenbarte sich ihm „ein sinnreicher Plan, den wirklich nicht mein vernünftiger Wille ersonnen hat. Heute schon sehe ich ganz klar, daß die zweckmäßige Anordnung der Wechselfälle meines Lebens als Mittel diene, um mich in meine jetzige Geistesrichtung gelangen zu lassen, die einzuhalten jetzt allerdings auch mein eigener vernünftiger Wille mit wachsendem Erfolg bestrebt ist.“ Er glaubt darum einen „obersten Bezwecker“ annehmen zu müssen, der zweifellos etwas Wirkliches sei. Was für ein Wirkliches? Das weiß er nicht; er habe nicht die Fähigkeit, dieses Wesen zu erkennen. „Christus hatte diese Fähigkeit, Spinoza hatte sie; mir geht sie leider ab.“ Haeckel gegenüber beweist er sehr hübsch, daß man unmöglich die Entstehung der verschiedenen Lebewesen aus mechanischen Einwirkungen und Anpassungen ohne den die Entwicklung leitenden „Bezwecker“ erklären könne. Wir haben öfter gesagt: wenn es nichts als Anpassung und Überleben des Passendsten gäbe, dann wäre die Entwicklung niemals über die Monere hinausgekommen, denn diese ist unter allen Organismen der am besten angepaßte und am wenigsten gefährdete. Ähnlich meint unser Mathematiker: Anpassung besteht in der Abschleifung der Ecken und Auswüchse, und die angepaßteste organische Form ist die Kugelform. Regierte das Gesetz der Anpassung die Welt, dann müßten die heutigen vielgliedrigen Wesen aus noch weit vielgliedrigern entstanden und auf dem Wege sein, durch den fortschreitenden Verlust ihrer Organe sich allmählich der Kugelform zu nähern. „Gerade das Gegenteil aber lehren die Anpassungstheoretiker: Aus einer Plasmakugel

stammen alle organischen Körper, aus dem ganz Angepaßten also das ganz Unangepaßte, nämlich Wesen mit 5, 6, 100, 1000 und mehr Auswüchsen, Kopf, Beine, Arme, Hörner, Flügel, Pfoten, Äste, Blätter genannt; und die höchsten dieser Wesen haben sogar im Kopfe eine Großhirnrinde, die die allerunangepaßtesten Gedanken und Gefühle produziert.“ Seine Unzufriedenheit mit den bestehenden Zuständen drängt ihn, ein Reformprogramm zu entwickeln, dessen Kern darin besteht, daß der Staat die Jugend zur Freiheit erziehn, die Kirchen aber als Privatvereine gewähren lassen soll.

Auch Dr. Richard Münzer, der (bei Otto Wigand in Leipzig, 1905) Bausteine zu einer Lebensphilosophie herausgibt, hat sich eine positivistische, auf Selbstbeobachtung und Beobachtung des Lebens gegründete Psychologie und eine dem edeln Epikureismus verwandte Ethik zurecht gemacht. Die Religion schätzt er höher als die Philosophie. „Die richtige Unterrichtsmethode, meint er sehr gut, würde darin bestehn, die Weisheit unsrer Vorfahren zu lehren und gleichzeitig — unter Aufforderung zum selbständigen Prüfen — ihre beschränkte Gültigkeit aufzudecken. Aber bei uns gibt es nur entweder fanatischen Dogmenglauben oder fanatischen Unglauben oder völligen Indifferentismus.“ Aus der Schrift: Unabhängiges Christentum von Paul Graue, Pastor an der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche in Berlin (Berlin, Alexander Duncker, 1904) können die Edelegoisten lernen, daß sie vom Christentum nicht so weit entfernt sind, wie sie sich einbilden. Das Evangelium sei gekommen als Glücks-, als Seligkeitsmacht; es habe das Sittengesetz in ein Gesetz der Freiheit verwandelt. Christus gebiete: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst; er gebiete also die Selbstliebe, woraus folge, daß mit der Selbstverleugnung, die er fordert, nicht die Verleugnung des edlern, sondern nur die des schlechtern Selbst gemeint sei. Freilich lehrt das alles das Neue Testament auch schon ohne Kommentar, aber das wird wahrscheinlich weniger gelesen als die Kommentare. Im übrigen kämpft Graue als Mitglied des Protestantenvereins gegen die Orthodorie für Freiheit des Glaubens und Freiheit der weltlichen Kultur, für die unbedingte Selbständigkeit beider.

Wenn wir bei dieser Gelegenheit, nur um ein wenig zu räumen, von den vielen bei uns lagernden Büchern religionsphilosophischen Inhalts noch einige anzeigen, so möge man aus dieser äußerlichen Zusammenstellung nicht auf Geistesverwandtschaft mit Allostis schließen. Arthur Bonus gibt unter dem Titel: Der lange Tag (Heilbronn, Eugen Salzer, 1905) Meditationen heraus, die dem allerinnerlichsten, allersubjektivsten religiösen Gefühl entströmen und die entschiedenste Abneigung gegen alles äußerliche Kirchenwesen bekunden. „Glauben, was die Gemeinschaft glaubt, das ist in sich der Unglaube, die Schwäche. Nur einsame Seelen können Gemeinschaft haben. Die andern haben nicht Gemeinschaft; sie sind in sich weiter nichts als Gemeinschaft.“ Er spottet: „Dem Trinker wird Alkohol in jede Speise gekocht. Das verleidet ihm den Trunk. Nach diesem Rezept wirft unsre Frömmigkeit die christliche Pille in jede Suppe. Christliche Unterhaltung, christliche Literatur, christliche Kunst, christliche Politik — das Christentum hat viele und heftige Feinde ausgehalten und

überlebt, ob es diese Freunde aushalten wird?“ Man erbaut sich an diesen aus dem Innersten quellenden und ins Innerste bringenden Meditationen, aber man legt sie mit einem Gefühl unbefriedigter Neugier weg. Dieser ganz innerliche Mensch ist Pfarrer in einer Landgemeinde gewesen. Wie konnte er auf Menschen wirken, die ganz äußerlich angepackt werden wollen? „So sah ich denn vor mir die großen grobgeschnittenen Gesichter wie so oft. Und mir war, als könnte ich schwer beschreiben, wie ich sie liebte. Meine Gemeinde. So kann nur ein Künstler den Stein lieben, aus dem er Götter zu schlagen sich rüstet.“ Wie er das Götterschlagen angefangen hat mit seiner Innerlichkeit, davon möchten wir eine Andeutung haben. Wir sehen die Brücke nicht, die von seiner Auffassung des Christentums hinüber führt zu einer Dorfgemeinde, die doch eben ein Stück jener von ihm verworfnen äußerlichen Gemeinschaft ist. Eine verwandte innerliche und sinnige Natur ist C. Wagner. Aber sein Buchlein: *Die Seele der Dinge* (aus dem Französischen übersetzt von Dr. Fr. Fliedner; Paris, W. Fischbacher, Berlin, Martin Warnack, 1904) ist ganz anders gestaltet als das von Bonus. Es malt uns in kleinen Skizzen eben Dinge: Felder, Meere, Berge, Baumstümpfe, Leute von der Straße und läßt uns ihre Seele erraten. „Meinen lieben Mitarbeitern, den Blumen, Tieren, Wanderern“ hat er sein Buch gewidmet. Eine der geschilderten Straßenszenen erwähnen wir, weil die daran gehängte Nutzenanwendung in so schönem Gegensatz zur Egoismustheorie steht. Eine Kaze ist in die Seine gefallen. Natürlich bleiben auf der Brücke und auf dem Quai alle Leute stehen und sehen dem Todeskampfe des Tierchens zu. Schon ist es am Versinken, da rettet es ein Gassenjunge mit eigener Lebensgefahr. „Eine geschäftige Menge hemmt ihren Lauf, vergißt ihr Ziel, vernachlässigt ihre Angelegenheiten und wird leidenschaftlich erregt durch eine Kaze, die nicht sterben will. Und der lose Gassenjunge, der sonst nichts tut als Fensterscheiben einwerfen, Tiere quälen und Autoritäten foppen, wird, von plötzlichem Mitleid ergriffen, der Retter eines Tieres, auf die Gefahr hin, selbst zu ertrinken. Erkennen wir doch hierin das Walten Gottes, der das Leben will, und der sich den Besten unter den Menschen offenbart durch den göttlichen Trieb, die zu suchen und zu retten, die verloren sind.“ Ein Buch ganz anderer Art als alle vorher genannten ist: *Naturalistische und religiöse Weltansicht* von Rudolf Otto, Privatdozenten der Theologie. (Tübingen, J. C. B. Mohr, 1904.) Es ist bei bescheidenem Umfang ein gründliches, wissenschaftliches Werk, das unter anderm eine vortreffliche Kritik des Darwinismus und eine vollständige Darstellung des gegenwärtigen Standes der Abstammungslehre enthält. Am Schlusse schreibt der Verfasser über die Schöpfung: „Die dogmatische Lehre ist auch hier nur ein Surrogat des Mysteriums. Und wieder weist uns kritische Selbstbesinnung viel richtiger als Schöpfungslehren, die als Ausdrucksmittel frommer Rede und Dichtung völlig am Platze aber als eigentliche Erkenntnisse ganz unzulänglich sind. Diese Welt als anfangende weder denken noch nicht denken können, das ist das erkenntniismäßige Analogon dessen, was Frömmigkeit im Mysterium erlebt, und diese Welt als die zufällige und bedingte gründen lassen im ewigen notwendigen wahren Sein, wobei uns alle Vorstellungen von einer zeitlichen

oder andern Form des Begründetseins verschwinden, das ist das Analogon zu dem, was Frömmigkeit im andächtigen Gefühle unmittelbar und viel deutlicher, als Begriffe es vermitteln können, besitzt und weiß von dem Verhältnisse Gottes zur Welt.“



Fichtes Auffassung von der akademischen Freiheit

Vortrag, gehalten am 5. Juni in der Philosophischen Gesellschaft zu Halle a. S. *)

Von Bruno Bauch



Als unser Vaterland in den ersten Jahren des vorigen Jahrhunderts unter dem Joche der Fremdherrschaft seufzte, das ihm ein Mann von bestrickender, sogar einen Goethe befangender Gewalt der Persönlichkeit aufgezwungen hatte, da war es vor allem des deutschen Volkes inneres Freiheitsbewußtsein, in dessen Blut sich die Bande der Tyrannei versengen sollten. Unter denen aber, die diese heilige Blut entfachten, schürten und nährten, stand obenan Johann Gottlieb Fichte. Der stolze, mächtige Eroberer mochte ihn als „Ideologen“ verspotten, er ahnte nicht, daß das Schwert, das die Fesseln politischer Knechtschaft durchhauen und unserm Volke die politische Freiheit wiedergeben sollte, schon in der Werkstatt geistiger Freiheit geschmiedet wurde, während er sich noch in seinen Herrschertäumen wiegte. Er ahnte nicht, wie sehr der Mann, den er als „Ideologen“ nicht beachten zu dürfen glaubte, ein Philosoph der Tat, ja der Philosoph der Tat war; er ahnte nichts von den letzten und tiefsten Wurzeln der Realität, in denen das Freiheitsbewußtsein dieses Idealisten verankert lag, ahnte nicht, welcher reale Gehalt aus den Gedanken dieses Idealisten floß, während ihn, den Realisten, die zügellose Herrschgier zu nach außen zwar bewunderungswürdigen, in ihrem Wesen aber doch „ideologischen“ Utopien und damit „ins Nichts“ zurückdrängte.

Wer an die Erhebung unsers Volkes zur Freiheit denkt, an die Erhebung aus der Knechtschaft, in die es der große Korse geschlagen hatte, der kann, wenn ihm nur etwas historischer Sinn beschieden ist, ihrer nicht gedenken, ohne sich auch Fichtes zu erinnern. Sein Name ist nicht bloß in die Geschichte der Philosophie, er ist auch in die Freiheitsgeschichte unsers Volkes unauslöschlich eingegraben. Eine merkwürdige Erscheinung fürwahr, um so wunderbarer, je

*) Daß man sich schon darauf besinnt, wie sehr Fichtes Auffassung für das hier in Rede stehende Problem von Bedeutung werden könnte, geht daraus hervor, daß einige Monate, nachdem dieser Vortrag gehalten worden ist, aber ganz unabhängig von mir, Arnold Ruge Fichtes Rede „Über die einzig mögliche Störung der akademischen Freiheit“ (Heidelberg, Winter, 1905) separat herausgegeben hat. Aus dieser Rede erstieht man freilich nur einen Teil von Fichtes Anschauungen (die zum Schluß dieses Aufsatzes erörterten). Nichtsdestoweniger zeugt doch diese Neupublikation von dem erwachenden Interesse an Fichtes Stellung zu dem Problem und ist, wenn sie auch nur die eine Seite der Anschauung Fichtes kennen lehrt, doch wohl verdienstlich, und es wäre wünschenswert, daß die Rede in den weitesten beteiligten Kreisen aufs neue gelesen würde.